

Werner Coblentz  
24.5.1917 – 7.6.1995

Mit Werner Coblentz (korr. Mitglied seit 1986), Direktor des Sächsischen Landesmuseums für Vorgeschichte i.R. und Honorarprofessor an der Universität Leipzig, ging eine Forscherpersönlichkeit von uns, deren äußeren Lebensweg und geistigen Werdegang die Folgen zweier verheerender Kriege entscheidend formten. Über die Eindrücke, die er in der Jugend empfangen hatte, dachte er noch im Alter nach und vergegenwärtigte sie sich im Gespräch mit Freunden: Als die Reichswehr 1923 in Sachsen eingriff, um die sozialdemokratisch-kommunistische Landesregierung zu stürzen, kamen in der Industriestadt Pirna, seinem Geburtsort, zwei Jugendliche ums Leben, die er kannte; Thälmann warb dort für

seine Kandidatur bei der Reichspräsidentenwahl nach dem Tod Eberts 1925 und brachte eine Massendemonstration auf die Beine, deren Wirkung sich kaum jemand entziehen konnte; 1933 verbrannten fanatisierte Horden Bücher politisch verfolgter Autoren; als Coblenz ein Jahr später mit Freunden aus dem aufgelösten Pfadfinderbund eine Radtour unternahm, hörte er auf Burg Hohnstein, wo ein Konzentrationslager eingerichtet worden war, die Schreie mißhandelter Gefangener; während des Studiums sah er bestürzt, wie sein verehrter akademischer Lehrer in Marburg, Gero Merhart v. Bernegg, rüden Angriffen des „Reichsamts Rosenberg“ ausgesetzt war und 1938 seinen Lehrstuhl verlassen mußte; während des Krieges in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten, begegnete Coblenz im Lagerkommissar einem Ingenieur, der seine deutsche Heimat schon 1928 aus politischer Überzeugung verlassen hatte, aber sehr wohl zwischen pflichtbewußten Soldaten und überzeugten Parteigängern zu unterscheiden wußte. Damals festigte sich in Coblenz die Einsicht, ethisches Handeln sei der rechte Weg, den Kampf ums Überleben zu bestehen, unabhängiges Denken zu begründen und Würde zu bewahren, wenn politische Ideologie zu opportunistischem Mitläufertum verlockte. Coblenz blieb deshalb im DDR-Staat parteilos, bot aber seinen Funktionären keinen Anlaß zum Verdikt. Als ihn der Staatssicherheitsdienst, der seine berufliche Tätigkeit, insbesondere seine Kontakte zu Kollegen im Ausland, beobachten und auch seine Familie überwachen ließ, 1982 einem langen Verhör unterzog, rechtfertigte er sein Tun; trotz eines langen „Sündenregisters“ blieb eine zu erwartende Anklage aus. Das detaillierte Protokoll, das Coblenz nach der „Wende“ anforderte, läßt erkennen, wie unsicher sich selbst gut unterrichtete Ermittler fühlen mußten, begegneten sie einer aufrechten Persönlichkeit.

## I

Dies einleitend aus den Gesprächen des Verstorbenen mitzuteilen, scheint mir notwendig zu sein, will man das Milieu verstehen, in dem er gelebt und gearbeitet hat. Schon als Gymnasiast (Abitur 1936) wandte er sich aus Liebe zur Heimat der Vorgeschichte zu und fand in Georg Bierbaum (1898–1953), Landespfleger der sächsischen Bodenaltertümer und Kustos, seit 1946 Direktor des Landesmuseums für Vorgeschichte in Dresden, einen väterlichen Mentor. Er zog seinen Schützling auf dessen Bitte während der Schulferien zu Grabungen heran und führte ihn auf diese Weise schon frühzeitig in die berufliche Praxis ein, erst recht während der Semesterferien. Das Studium begann im WS 1936/37; es führte Coblenz über Berlin nach Marburg, Kiel, Wien und Leipzig. Am Kriegs-

beginn kehrte Coblenz noch einmal nach Marburg zurück (Lehrstuhlinhaber F. Holste). Damals war das Manuskript der Dissertation schon sehr weit gediehen, aber abschließen konnte er es erst, als er aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt und 1946 von Bierbaum als Mitarbeiter eingestellt worden war. Er legte die fertige Arbeit seinem alten Lehrer v. Merhart vor, dem man die vakante Marburger Professur vertretungsweise übertragen hatte. Coblenz wurde 1947 nach acht Semestern insgesamt promoviert.

In Dresden barg er, zunächst auf sich allein gestellt, Sammlungen und Dokumentationsteile aus den Trümmern des Zwingers und des Schlosses und transportierte in die zerstörte Stadt, was während des Krieges ausgelagert worden war. Noch 1953 sah ich ihn im Gebäudeschutt nach Verlorenem suchen und das Wiederentdeckte in das Ständehaus tragen, wo er eine dürftige Bleibe gefunden hatte. 1949 zum Direktor des Museums und des Bodendenkmalamts berufen, wurde ihm später die Ruine des Japanischen Palais als Domizil zugewiesen. Etliche Räume hatte er ausreichend sichern lassen, seit 1957 sorgte er als Bauherr für den zeitaufwendigen und mühsamen Wiederaufbau. Es ist vornehmlich sein Verdienst, wenn der Pöppelmann'sche Baugedanke wenigstens in der Fassade wieder sichtbar wurde und das qualitätvolle Architekturdenkmal überhaupt erhalten blieb.

Die fachbezogene Arbeit trat dennoch nicht zurück. Coblenz schuf ein Landesfundarchiv, ein wohlgeordnetes Fundmagazin, Werkstätten und eine Fachbibliothek, die aus kümmerlichen Anfängen systematisch aufzubauen war und heute rund 40 000 Bände enthält, ein Apparat, der wissenschaftliche Arbeit erst ermöglicht hat. Seit 1954 wuchs die Zahl qualifizierter Mitarbeiter und technischer Hilfskräfte von anfänglich fünf auf mehr als 50 an. Nicht weniger wichtig war die Organisation der Bodendenkmalpflege. Sie mußte sich mehrheitlich auf ehrenamtliche Kräfte stützen. Coblenz schulte sie auf jährlichen Treffen, veranstaltete spezielle Kurse und gab den Helfern von ihm verfaßte Lehrmaterialien in die Hand. Wie in anderen Bezirken der DDR schlossen sie sich im „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung“ zusammen, konnten in dieser Nische auf ihre staatlich erwünschte gesellschaftliche Tätigkeit hinweisen und blieben deshalb von politischer Einflußnahme so gut wie ganz verschont. Sie arbeiteten mit Enthusiasmus während ihrer Freizeit, und wenn in den ersten 25 Jahren nach 1945 bei Tiefbau und landwirtschaftlichen Maßnahmen 1500 Notbergungen erzwungen wurden, zeigt das schon, wieviele kompetente Leute zu mobilisieren waren, um an Befunden und Fundinhalten zu retten, was sonst unwiederbringlich zerstört worden wäre.

Im Zentrum der amtlichen Geländearbeit standen allerdings langfristige Grabungen auf Siedelplätzen (allein in Zauschwitz, Kr. Borna, auf vier Hektar), in Burgen des Bronzealters (Goldkuppe a.d. Rauhen Furt), der Slawenzeit (Brohna, Kr. Bautzen) und des Mittelalters (Meißen und Zehren) sowie auf Friedhöfen (Niederkraina, Kr. Bautzen, mit rund 2000, Liebersee, Kr. Torgau, mit 3000 Gräbern), um auch auf diese Weise den Grad der Überlieferungsstetigkeit zu prüfen und außerdem chronologische und sozialgeschichtlich relevante Einsichten zu gewinnen. Diese problembezogenen Grabungen waren sinnvoll nur möglich, weil das Inventar der Bodendenkmäler ständig fortgeschrieben wurde und Coblenz die obertägig noch sichtbaren vermessen, topographisch beschreiben und unter Schutz stellen ließ. Die staatliche „Verordnung zum Schutz und zur Erhaltung ur- und frühgeschichtlicher Bodendenkmäler“ (1954), an deren Text Coblenz maßgeblich mitwirkte, war die Voraussetzung dafür. Eine Kommission beim Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen, die er seit 1966 leitete, hatte teils beratende, teils direktive Funktion.

Gleichrangig entfaltete sich ein ausgedehntes Publikationsprogramm. Im Zentrum standen die „Arbeits- und Forschungsberichte“. 26 Bände redigierte Coblenz eigenhändig (1, 1951 ff.), las während der ersten Jahre über Nacht zusammen mit seiner geduligen Frau die Fahnenkorrekturen und schrieb zahlreiche Beiträge für diese Fachzeitschrift. Er berichtete ferner jährlich im Nachrichtenblatt „Ausgrabungen und Funde“ (1, 1956 ff.), für alle Bezirke gemeinsam herausgegeben von der Sektion, später vom Institut für Vor- und Frühgeschichte bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin, in dessen Beirat Coblenz seit 1953 wirkte. Schließlich brachte er in den „Veröffentlichungen“ und den „Beihäften“ zu den Arbeits- und Forschungsberichten zahlreiche Abhandlungen zum Druck, die bemerkenswerte Fundgruppen aus allen Zeitaltern behandelten, darunter auch numismatische Studien. Diese editorische Leistung nahm die internationale Fachwelt mit Respekt zur Kenntnis, vor allem, wenn sie über die Barrieren unterrichtet war, die jede Publikation von der Verlagszensur bis zur kontingentierten Herstellung zu überwinden hatte. Das fing bereits bei der Wahl topographischer Namen aus den verlorenen deutschen Ostgebieten an. Seine Artikel für die Neuauflage des Hoop'schen Reallexikons der Germanischen Altertumskunde mußte er deshalb zurückziehen. Dennoch beteiligte er sich mit 104 Stichworten am Band Sachsen der „Historischen Stätten Deutschlands“ (Stuttgart 1965) und an Sammelwerken aus westdeutscher Produktion, obwohl es als unerwünscht galt, engere Kontakte zu Kollegen und Forschungseinrichtungen des Auslands zu pflegen.

Die Festschrift, die ihm zum dreißigjährigen Jubiläum seines Direktorats 1979 überreicht wurde (Berlin 1982), verzeichnet eine Bibliographie mit mehr als 400 Abhandlungen, darunter neun selbständig verfaßte Monographien. Außerdem hat er mehrere landesgeschichtliche Serien angeregt und beraten, „Forschungen zur älteren Geschichte Dresdens“, Bücher über slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße und die auf 54 Bände angewachsene Serie „Werte unserer Heimat“. Man fragt sich, wie Coblenz dieses umfangreiche Pensum neben seiner denkmalpflegerischen und musealen Arbeit hat bewältigen können. Denn immer hat er den Stoff, den er veröffentlichte, in überregionalen Zusammenhängen untersucht, was nur bei intensivem Literaturstudium erreichbar war. Es ist schon der zeitlichen Spannweite (Neolithikum bis Mittelalter) und des quantitativen Umfangs wegen unmöglich, auch nur die wichtigsten Publikationen aus seiner Feder zu erwähnen und ihren Wert für die heimische Archäologie zu kennzeichnen. Gleichwohl sind die Grundlinien seines Forschens und die Wissenslücken, die es hinterließ, leicht durchschaubar. Er überblickte die Gesamtheit des historischen Verlaufs; einseitiges Spezialistentum war ihm zeitlebens fremd. Fragt man heute bisweilen nach dem Verhältnis zwischen verwaltender Denkmalpflege und Forschungsfreiheit, lehrte ihn die Praxis, daß archäologische Landeskunde ohne Kenntnis des Forschungsstandes, also der Forschungsprobleme, erfolgreich nicht betrieben werden könne; wisse man nicht, wonach zu suchen sei, fände man es auch nicht. Coblenz untersuchte den Wandel der Kulturen in diachroner Folge, er wollte die Verhaltensweisen der vorwiegend bäuerlichen Siedler aus schriftloser oder schriftarmer Vergangenheit bei interethnischer Begegnung und ethnischer Überschichtung verstehen lernen.

Coblenz sah alsbald, in wie hohem Maß die verschiedenartige Landesnatur die möglichen Siedelareale ausgestattet und begrenzt hatte: Elbsachsen als „Paßland“ zwischen Böhmen und der Tiefebene stand viele Jahrtausende hindurch dem mitteldeutschen Flußsystem von Elster, Saale und Unstrut gegenüber. Die Geschichte des Wettiner Hauses zeigt vergleichend besonders eindrucksvoll, wie Gesamtherrschaft und regionale Gewaltenteilung wechselten, und zwar in Zonen, die schon das vorgeschichtliche Siedelwesen vorgezeichnet hatte. Während Sachsen nämlich am Beginn seßhafter Siedlung (5. Jahrtausend) in ein geographisch ausgedehntes Kommunikationsnetz integriert war, zerfiel es ein Jahrtausend später in territorial begrenzte Gruppen mit je eigentümlichem

Sachbesitz, obwohl der Kontakt zu den Nachbarn im Elb-Saale-Bereich und in Böhmen erhalten blieb.

Das änderte sich wieder, als während des 3. Jahrtausends Leute nord-eurasischer Herkunft mit Fang- und Sammelwirtschaft das Gruppenmosaik durchbrachen und mobile Verbände aus den Weiten zwischen Weichsel und Elbe es flächig überzogen; Coblenz hat bei der Frage nach der Wahl ihrer Wohnplätze in Sachsen auf einstige Eichenmischwaldareale hingewiesen und deren Präferenz mit Waldmast der Tiere erklären wollen, wogegen die ackerbaulich nutzbare mittelsächsische Lößzone mit Schwarz- und Braunerden von ihnen gemieden worden sei. Das gilt bis zu einem gewissen Grad auch für die zeitlich folgenden Einheiten, die fast ausschließlich aus Grabinventaren bekannt geworden sind, aber mit Streitaxt und schnurverzierter Keramik einen umfassenden Kulturkomplex kennzeichnen, der weite Teile Ost- und Mitteleuropas eingenommen hat. Coblenz befaßte sich mehrfach mit sächsischen Fundplätzen und verfolgte die jüngsten aus der Oberlausitz bis zum Beginn des Bronzealters an der Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend. Aus der frühen Bronzezeit interessierten ihn vor allem die Depotfunde, weil ihr Inhalt metallkundliche Einsichten erlaubt, zumal Gerät und Verhüttungsreste auf heimische Werkstätten hinweisen, die von Kupfererzlagertstätten auch des Vogtlands beliefert worden sind. Die Elbroute hatte schon damals für den Gütertransfer zwischen Böhmen, Ostsachsen und Mitteldeutschland gesorgt, und wenn zwischen Horten, die mitunter außer „Ring- und Beilgeld“ Prunkwaffen liefern, und zeitgleichen befestigten Höhensiedlungen ein Zusammenhang bestand, kann wohl kein Zweifel an quasi herrschaftlichen Zentren sein, die sich anderwärts an Prunkgräbern unter monumentalen Hügeln zu erkennen geben. Dieses Kultursystem brach während der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends spurlos zusammen, die Ursachen sind unbekannt.

Es folgte eine formative Zeitstrecke, während der einer der stabilsten Kulturkreise Mitteleuropas entstand; man benennt ihn nach einem seiner Zentren, der Lausitz. Coblenz hatte sich schon in seiner Marburger Dissertation (gedruckt 1952) mit dessen Werdegang beschäftigt und kam später wiederholt darauf zurück. In geographisch teilweise weit voneinander entfernten Siedelinseln zwischen Oder, Warthebogen und Elbe ausgebildet, breiteten sich Sachbesitz, Trachtzubehör und dingliche Zeugen religiösen Brauchtums während des letzten Viertels des 2. Jahrtausends westwärts bis zur Mulde-Elster-Zone aus. Unter sprunghaft steigender Frequenz der Wohnplätze entstand alsbald ein flächenhaftes, dicht geknüpftes Siedelnetz. Die meisten Kleinregionen scheinen im Verlauf der Zeit herrschaftlich organisiert gewesen zu sein: Produktion von

Prestigegütern, gehortete Vermögenswerte und Burgenbau weisen darauf hin. In etlichen befestigten Anlagen fand Coblenz Abfälle aus Bronzegießereien, Grund genug, nach den Rohstoffquellen, dem Transfer der Erze und nach den Wegen zu fragen, über die begehrte Güter auch aus Böhmen und Süddeutschland nach Sachsen gelangten, u.a. Blechgefäße einer Formenserie, die in den Karpatenländern heimisch war. Wollte Coblenz die mannigfaltige dingliche Überlieferung, zu der auch Gegenstände aus der Kultpraxis gehören, unter historischem Aspekt verstehen lernen, setzte das eine regionale Etappenfolge und eine vergleichende Chronologie voraus, die sich vor allem anhand geschlossener Grabfunde erreichen ließ, stammten sie aus vollständig aufgedeckten Nekropolen, in denen man Jahrhunderte hindurch ohne Unterbruch bestattet hatte. Da stellte sich dann abermals die Frage nach dem Kontinuitätsgrad der Siedelgemeinschaften, ein oft erörtertes quellenkritisches Problem, das zu lösen Coblenz durch komplette Materialvorlagen wesentlich erleichtert hat.

Wo in der Zeitfolge breite Lücken klaffen und die Überlieferung, nach Form und Stil radikal verändert, nach zeitlichem Abstand abermals einsetzte, bleibt in der Regel unentschieden, ob Bevölkerungswechsel oder Kulturschock beim Kontakt mit Fremden das dann scheinbare Vakuum verursachte. Während des 5. Jahrhunderts v.Chr.Geb. überprägte keltischer Sachbesitz die Zone nördlich der Mittelgebirge. Aber wie diese neuartige Kulturkoine (Jastorf) in Wirklichkeit zustande kam, ist bis heute ungeklärt. Man rechnet einerseits mit eingewanderten frühgermanischen Siedlern, andererseits mit autochthonem Substrat. Auch die Nachbarschaft der Latènezivilisation Süddeutschlands und Böhmens trug sicher dazu bei und forderte zur Imitation heraus, was sie an entlehnbaren Dingen zu bieten hatte. Coblenz beschrieb einen Schlüsselfund, der das Geschehen besser zu verstehen erlaubt: Ein Kriegergrab von Liebau im kupfererzreichen Vogtland enthielt Waffen und Kleidzubehör aus keltischer Produktion, während die Tonware aus heimischer Werkstatt stammte.

Von geschlossenen germanischen Verbänden kann allerdings erst seit augusteischer Zeit gesprochen werden. Das belegen elbswebische Funde um Riesa, die sich in Nordböhmen wiederholen, dann ferner etwas jüngere aus Prosim bei Meißen, die Coblenz veröffentlichte. Einer seiner Mitarbeiter wandte sich spätrömischen Siedelzeugnissen zu und beschrieb zwei Formengruppen, eine elbgermanisch und dem Elb-Saale-Bereich verbunden, die andere ostgermanisch und zur Oder gewandt. Die Kontaktzone beider verlief zwischen Elbe und Mulde. Seit dem 4. Jahr-

hundert n.Chr.Geb. blieb sie bei stark rückläufiger Frequenz der Plätze an Elster und Dresdner Elbe so gut wie fundleer.

Slawische Zuwanderer aus Böhmen füllten den freien Raum während des 6./7. Jahrhunderts allmählich auf. Sie bevorzugten anfänglich Alt-siedellandschaften, wie Liebersee bei Torgau zeigt. Sie bauten die Mikroregionen zu *Civitates* aus (Bayer. Geograph). Als Mittelpunkte kommen in erster Linie befestigte Anlagen in Betracht, auf die Coblenz sein Augenmerk vor allem im Meißner Land und in der Oberlausitz gerichtet hat. Langfristige Grabungen und topographische Studien an benachbarten, zeitlich einander folgenden Burgen innerhalb der Siedelräume gewährten solide Einblicke in das epochale Geschehen. Während die älteren Burgen von Slawen während des 8. und 9. Jahrhunderts errichtet wurden, entstanden die anderen an strategisch gewählten Plätzen in der Ottonenzeit (Meißen), auch erste urbane Siedlungen unter deren Schutz, verbunden mit einem „Burgward“-System, das die deutsche Herrschaft sichern sollte. Allerdings hatte sich bei den Slawen schon während des 9. Jahrhunderts eine politisch führende Elite herausgebildet, die als Wohnsitz kleine Mauerringe auf schwer zugänglichem Gelände bauen ließ. Aus den Coblenz'schen Grabungen in der „Sumpfschanze“ von Brohna, Kr. Bautzen, ging hervor, mit welcher Bauform wir auch anderwärts zu rechnen haben. Der Übergang zur Herrenburg des hohen und späten Mittelalters wird nirgends so deutlich wie hier.

### III

Die nur knapp geschilderte wissenschaftliche Leistung von Werner Coblenz und seine intensiv gepflegten Beziehungen zur Tschechoslowakei, zu Polen, Österreich und zur Bundesrepublik festigten seine Position innerhalb der DDR. Man achtete ihn, ja bat um Mitarbeit bei der praktischen Ausbildung junger Leute vor ihrem Studium und während ihrer Aspirantur nach dem Diplom. Manche Dissertation entstand auf diese Weise, und als Coblenz sich 1970 in Leipzig habilitierte und dort zehn Jahre später eine Honorarprofessur erhielt, hat das sein Verhältnis zur Universität nur noch gestärkt. Schon seit 1960 arbeitete er in der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie, die er als ordentliches Mitglied (1972) von 1978 bis 1991 leitete und in der er für einen Ausgleich divergierender Interessen sorgte. Ausgleichend wirkte er ferner im Conseil Permanent der Union Internationale des Sciences Pré- et Proto-historiques (UNESCO), in das er 1966 auf Wunsch westdeutscher Kollegen gewählt wurde, weil er seine Forschung in gesamtdeutschem Kontext betrieb, sich also nicht als Gehilfe für den Prestigegewinn der DDR

verstand, obwohl er sich als deren Bürger zur Loyalität verpflichtet fühlte. Schon 1953 hatte ihn das Deutsche Archäologische Institut (Sitz Westberlin) als Mitglied aufgenommen, und als Zeichen der Anerkennung wählte ihn unsere Akademie 1986 zum korrespondierenden Mitglied, die British Academy 1989 zum Corresponding Fellow.

Der Verstorbene, um den wir aufrichtig trauern, war ein furchtloser Mann und ein nobler Charakter, aber auch seelisch empfindsam für das Leid seiner Zeit, schon in der Jugend, dann im Krieg und erst recht während seiner beruflichen Tätigkeit, ja selbst noch nach der „Wende“; er begrüßte die wiederhergestellte Einheit seines Vaterlandes lebhaft, sah aber vielerlei Ungerechtigkeit am Werk und bedauerte, daß der Identität der Aufrechten, die früher auf die Unabhängigkeit ihres Urteils vertrauten, der Boden entzogen schien. Solchen psychischen Spannungen war Coblenz zeitlebens ausgesetzt. Er überspielte sie bisweilen mit leiser Ironie und unbekümmertem Verhalten beim Umgang. Sah er, tief betroffen, die Einheit derer, für die er sich verantwortlich fühlte, gefährdet oder gar gestört, versuchte er auszugleichen. Herzbeschwerden und allerlei anderes Ungemach hielt er, so gut es ging, selbst seiner Familie verborgen, nicht deshalb, weil er ernste Krankheit auf die leichte Schulter nahm, sondern weil er fest davon überzeugt war, daß er sich in der Lebensspanne, die ihm beschieden war, zu bewähren habe als pflichtbewußter Mann. Er starb auf einer Fachtagung in der Römerstadt Cambodunum-Kempton nach einer Exkursion, die seine noch verbliebene Kraft überfordert zu haben scheint. Er litt nicht, der Tod hat es gut mit ihm gemeint.

Georg Kossack